

DISKUSSION*

Klarheit in Philosophie und Literatur

Überlegungen im Anschluss an Peter Bieri

Von CHRISTIANE SCHILDKNECHT (Luzern)

I. Die Diagnose

Die Diagnose trifft den Kern – und sie schmerzt, gerade weil sie nicht hämisch herablassend, sondern nüchtern und unaufgeregt präsentiert wird. Manches von dem, was Peter Bieri an der Entwicklung der analytischen Philosophie kritisiert, empfinden viele so oder zumindest so ähnlich als ihr Defizit, auch wenn man es selbst so explizit, wie Bieri es nun getan hat, nicht zu formulieren wagte. Die Kritik kratzt erheblich am philosophischen Selbstwertgefühl und stellt die Selbstverortung in Frage. Denn die Themen, um die es geht, sind Ideale, denen sich nicht nur analytische Philosophinnen und Philosophen im engeren Sinne, sondern kritisch Denkende jedweder philosophischer Couleur verpflichtet fühlen (sollten): die klare Formulierung bestimmter Frage- oder Problemstellungen und deren (intersubjektiv nachvollziehbare) Beantwortung beziehungsweise Lösung; die transparente und stabile Verwendung philosophischer Begriffe; der Rekurs auf Begründungen in Form von überprüfbaren Argumenten.

Was Bieri kritisiert, sind nicht die Ideale, sondern bestimmte Exzesse, die aus einer strengen Orientierung an ihnen folgen. Im Hinblick auf Klarheit differenziert er folglich zwischen Exaktheit im Sinne der *ideal language philosophy* der *tough guys* von Frege bis Quine einerseits und Übersichtlichkeit im Sinne der *ordinary language philosophy* der *soft guys* – wie etwa Austin, Ryle, Strawson und der späte Wittgenstein – andererseits und spielt damit kontextuelle Genauigkeit gegen formale Schlüssigkeit aus. Im Hinblick auf Argumente heißt Exaktheit letztlich nichts anderes als formale Analyse, Kalkül. So stehen dem inhaltlich fruchtlosen Exzess formalen Schließens die übersichtliche Darstellung der kontextuellen Verankerung zentraler philosophischer Begriffe wie „Denken“ oder „Bedeutung“ bei Wittgenstein, die ‚logische Geographie‘ der Sprache des Geistes bei Ryle und die Klärung des Zusammenhangs zwischen Sprache und Welterfahrung bei Strawson gegenüber. Und Bieri benennt die Konsequenzen einer einseitigen ‚n-tupel‘-Fixiertheit: Philosophie wird zu Schach oder Hobby-

* Der folgende Beitrag reagiert auf die Kritik der analytischen Philosophie, die Peter Bieri im Heft 3/2007 dieser Zeitschrift vorgelegt hat; vgl. auch die Repliken auf Bieri von Ansgar Beckermann (*Analytische Philosophie*) und Hans Julius Schneider (*Was von der analytischen Philosophie bleiben sollte*) in Heft 4/2008 der *Deutschen Zeitschrift für Philosophie*.

mathematik, ihre Rhetorik verkümmert zu einem agonalen Schematismus. Anders, wenn man sich wieder auf die Idee des Gedankens und seiner inferentiellen Einbettung konzentriert sowie auf Begriffsklärung im Sinne eines heuristischen Verfahrens, das exemplarische und gedankenexperimentelle Bestimmungen ebenso einschließt wie neue Sichtweisen auf ‚alte‘ Themen – mehr Phantasie also und weniger Kalkül.

So weit die Diagnose, die in ihrer Schärfe um Passagen in schwarz-weiß nicht herumkommt. Viele der erwähnten Exzesse lassen sich wissenschaftspsychologisch, etwa im Sinne der Legitimierung einer grundlegenden philosophischen Neuorientierung durch Hyperkorrektur bisheriger Ansätze, erklären. Manche Überreaktionen würden in ihrer mangelnden Differenziertheit heute nicht mehr ohne weiteres kritiklos durchgehen: Carnaps Vorwurf der Sinnlosigkeit an die Adresse der Metaphysik und sein Entwurf einer Protokollsprache oder die propositionale Engführung der Sprache bei Frege zum Beispiel. Dazu gehört auch der pointiert ahistorische Anspruch mancher analytischer Positionen, die nur deswegen die Neuerfindung des philosophischen Rades für sich reklamieren können, weil sie die historischen Vorläufer – etwa von Jacksons *knowledge argument* in den Überlegungen Humes oder bestimmter Konzeptionen phänomenalen Bewusstseins im Immaterialismus Berkeleys – schlichtweg übersehen.

II. Begriffsklärung?

Diesen offensichtlichen blinden Flecken zum Trotz würde dennoch wohl niemand unter den analytischen Philosophinnen und Philosophen auf das Credo verzichten wollen, wonach Philosophie in erster Linie mit Argumentation sowie mit der Klärung von Begriffen befasst ist. Allerdings, und hier ist Bieri zuzustimmen, ist das begriffsklärende Verfahren mitunter in einem solchen Ausmaß zu begriffsscholastischen Fingerübungen verkommen, dass es letztlich einem Zunichtemachen von Intuitionen gleichkommt. Ich will das an einem von vielen Fällen verdeutlichen, die sich hier anführen ließen, um nicht nur allgemein und in Abstraktion vom philosophischen *Procedere* zu reden.

Die Auseinandersetzung mit der klassischen philosophischen Frage, wie sich unsere Wahrnehmungsgehalte auf die Welt beziehen, wird im aktuellen Kontext als Debatte um die Begrifflichkeit (Davidson, McDowell) beziehungsweise Nicht-Begrifflichkeit (Evans, Peacocke) des Gehalts von Erfahrungszuständen geführt. Eine kurze Rekonstruktion dieser Debatte bietet folgendes Bild: Der empiristischen Position zufolge sind die unmittelbaren ‚Gegenstände‘ unserer Wahrnehmungsurteile so genannte mentale Entitäten im Sinne uns direkt in der Erfahrung gegebener Sinnesdaten, die weder rechtfertigungsfähig noch -bedürftig sind. Die von kohärentistischer Seite vorgebrachte Kritik an diesem fundamentalistischen Credo des Empirismus richtet sich gegen genau diese Annahme eines unmittelbar in der Erfahrung Gegebenen, die Kohärentisten wie Kantianer gleichermaßen als einen ‚Mythos‘ abtun. Unter der Prämisse, dass Überzeugungen nur vermittels anderer Überzeugungen, nicht aber vermittels von Wahrnehmungsgehalten zu rechtfertigen sind, fassen Kohärentisten à la Davidson den Zusammenhang zwischen Erfahrungen und Überzeugungen als einen bloß kausalen Zusammenhang auf – eine Position, die folglich nur um den Preis der epistemischen Irrelevanz von Wahrnehmungsgehalten zu haben ist. Prominent ist hier McDowells Charakterisierung der kohärentistischen Position als „a frictionless spinning in a void“. Die Anbindung unserer Überzeugungen an die Erfahrung und die damit Hand in Hand gehende epistemische Rehabilitation des Erfahrungsgehalts sucht McDowell seinerseits nun dadurch zu sichern, dass er den Erfahrungsgehalt (entgegen dem Bild, das der fundamentalistische Empirismus

zeichnet) als einen begrifflichen Gehalt auszeichnet. Die Gleichartigkeit des Gehalts liefert dabei das Fundament für einen reibungslosen Transfer von Wahrnehmungen in Gründe für Überzeugungen, während Befürworter eines nicht-begrifflichen Gehalts von Erfahrungen demgegenüber aus begründungstheoretischer Sicht vor der Aufgabe stehen, Gehalte von gegensätzlichem Format (nicht-begrifflicher Gehalt von Wahrnehmungen versus begrifflicher Gehalt von Überzeugungen) miteinander zu verknüpfen, sodass zwischen beiden nicht nur eine kausaltheoretisch, sondern eine epistemologisch relevante Beziehung unterstellt werden kann. McDowell zufolge muss der Versuch, sich auf etwas nicht-begrifflich Gegebenes in rechtfertigender Weise zu beziehen, notwendig scheitern, da mit dieser Bezugnahme der Raum der Gründe über die rationalen Relationen, in denen unsere Überzeugungen zueinander stehen, auf unzulässige Weise ausgedehnt würde. Mit anderen Worten: Der Raum der Gründe würde sich unter Einbeziehung des nicht-begrifflich Gegebenen weiter erstrecken als der Raum der Begriffe.

Demgegenüber fordern die Vertreter der Nicht-Begrifflichkeitsthese eine Erklärung dafür, was die Behauptung, wir besäßen Begriffe für alle in unserer Wahrnehmung in phänomenal reichhaltigem Gewande auftretenden Farben und Formen, überhaupt bedeuten kann. Hinter dieser Forderung steht die Einsicht, dass der Versuch konzeptualistischer Theorien, den Erfahrungsgehalt in Analogie zu oder unter Identifikation mit dem Gehalt von Überzeugungen als einen begrifflichen Gehalt zu verstehen, den Phänomenen in ihrer Reichhaltigkeit nicht gerecht zu werden vermag. Angesichts dieses Einwandes, der eine Anbindung an die Welt unserer Erfahrung einfordert und gleichzeitig ein begründungstheoretisches Patt innerhalb dieser Diskussion markiert, beharren nun Konzeptualisten wie McDowell unter dem Zugeständnis der Feinkörnigkeit und Reichhaltigkeit unserer Wahrnehmungsgehalte darauf, dass Letztere durchaus an der äußersten Grenze von Überzeugungen begrifflich erfasst werden können, und zwar vermittels so genannter demonstrativer Begriffe.

Und hier wird das begriffsklärende Verfahren zu einem Schachspiel, dessen Züge die Grenzen dessen, was ‚begrifflich‘ heißt, je nach Ausgangsposition hin und her verschiebt. So steht zunächst in Frage, ob demonstrative Ausdrücke wie ‚diese Farbe‘ oder ‚dieses Grün‘ als Begriffe zu verstehen sind. Denn das Eingehen von Anschauungselementen in derartige hybride Konstruktionen ist insofern problematisch, als mit der demonstrativen Komponente, die der Präzisierung dient, ein analoger, nicht-begrifflicher Aspekt in den vorgeblich begrifflichen Gehalt eingeht. Diese Integration eines nicht eliminierbaren Erfahrungsanteils weicht erheblich von dem Begriffsverständnis streng konzeptualistischer Positionen ab, das einen Verzicht auf indexikalische Ausdrücke fordert. Auch unter dem Zugeständnis, dass Ausdrücke wie ‚dieses Grün‘ oder ‚diese Schattierung‘ demonstrative Begriffe sind, ist die begriffliche Komponente derartiger Ausdrücke ihrer Natur nach nicht geeignet, die spezifische Art und Weise abzubilden, in der zum Beispiel eine Farbe in der Erfahrung gegeben ist, da die Begriffe „grün“ oder „Schattierung“ in dieser Hinsicht unterdeterminiert sind. Dieser Einwand ließe sich durch einen Rückzug auf reine Demonstrativa wie ‚dies‘ oder ‚so‘, denen die Erfassung der Feinkörnigkeit des Erfahrungsgehalts obliegt, umgehen; dies gelingt jedoch nur auf Kosten referentieller Uneindeutigkeit: Weder ‚dies‘ noch ‚so‘ sind für sich genommen hinreichend spezifische Ausdrücke, mit deren Hilfe etwa zwischen einer Farbe und einer Gestalt unterschieden werden könnte.

Die Ausgangsfrage, die sich im Kontext des Repräsentationalismus für Begrifflichkeits- und Nicht-Begrifflichkeits-Theoretiker gleichermaßen stellt, lautete: Wie beziehen sich unsere Wahrnehmungsgehalte auf die Welt? Dabei sieht die Konzeption McDowells ein bestimmtes Verständnis von Begrifflichkeit vor, das diesen Weltbezug garantieren soll und dessen zentrales Moment in der Fähigkeit zu stabilen, transtemporalen Unterscheidungen

besteht. Wiedererkennbarkeit erweist sich hier (neben Systematizität, auf der rationale Relationen zwischen Begriffen beruhen, und Produktivität, die neuartige Verknüpfungen von Begriffen ermöglicht) als konstitutiv für die Begrifflichkeit von Wahrnehmungsgehalten. Wie seine Auseinandersetzung mit den Vertretern der Nicht-Begrifflichkeitstheorie zeigt, lassen sich Begriffe letztlich bis hin zu Typp demonstrativa wie ‚dies‘ oder ‚so‘, insofern diese eine stabile Kategorie deiktischer Bezugnahme über verschiedene Zeitpunkte hinweg darstellen, ausweiten. Das aber bedeutet letztlich, dass es nicht die Welt, sondern die wahrgenommene Welt ist, die begrifflich konstituiert ist, während die Relation zwischen der wahrgenommenen Welt und der Welt, wie sie unabhängig von unserer Wahrnehmung an-und-für-sich ist, ungeklärt bleibt. Damit ist die Ausgangsfrage allerdings nicht beantwortet, sondern lediglich verschoben: Auch wenn McDowell mit seiner Kritik an einem nicht epistemisch, sondern nur kausaltheoretisch herzustellenden Zusammenhang zwischen nicht-begrifflichen Wahrnehmungsgehalten einerseits und Überzeugungen andererseits einen wunden Punkt trifft, so stellt auch seine Position insofern nur eine erweiterte Version des Kohärentismus dar, als es ihm letztlich nicht um das Verhältnis zwischen Geist und Welt, sondern um das Verhältnis zwischen Geist und wahrgenommener Welt geht. Und diese wahrgenommene Welt wird, wie wir gesehen haben, ihrerseits als begrifflich strukturiert aufgefasst, sodass sich Überzeugungen und Rechtfertigungen problemlos anschließen lassen. An die Stelle einer Klärung des Zusammenhangs von begrifflichen beziehungsweise nicht-begrifflichen Wahrnehmungsgehalten und Überzeugungen tritt also ein Verschieben der Grenzen zwischen dem begrifflichen Bereich der Überzeugungen und ihrem Bezug auf die wahrgenommene Welt auf der einen Seite und dem nicht-begrifflichen Bereich der Welt auf der anderen Seite.

Die Entscheidung für oder gegen eine der beiden Positionen – Begrifflichkeit versus Nicht-Begrifflichkeit von Wahrnehmungsgehalten – unterliegt offensichtlich keinen rationalen Gründen, sondern die Argumentation scheint umgekehrt jeweils einer aus kontingenten Gründen bereits vorab getroffenen Entscheidung für die eine oder andere Position zu folgen. Dass diese grundlegenden Einstellungen nicht noch einmal selbst thematisiert und damit transparent gemacht werden, macht in diesem Fall das Unbehagen aus, das Bieri artikuliert, denn wir wollen ja nicht nur Figuren auf dem Begriffsschachbrett verschieben, sondern an die Resultate unserer argumentativen Züge auch glauben können; geht es in erster Linie um Begriffsschach, bezahlen wir den Verlust von Bedeutungs-, Wahrheits- und Wirklichkeitsbezug mit einem schalen Gefühl der Inhaltsleere.

III. Mehr Phantasie! Philosophie und Literatur

In den zwei Ursprungstraditionen der analytischen Philosophie – ihrem idealsprachlichen und ihrem normalsprachlichen Ansatz – kommt gleichsam eine alte Diskrepanz philosophischer Erkenntnisformen zum Ausdruck: diejenige zwischen deutlicher Erkenntnis im Sinne von Erkenntnis in präzise definierten Begriffen und klarer Erkenntnis im Sinne von Denken in Analogien, Übergängen. Gerade Letztere nimmt den Weltbezug, dessen Verlust im Hinblick auf die formal-analytische Philosophie Bieri beklagt, für sich in Anspruch. Der Ausschließlichkeit eines rein auf axiomatisch-deduktiver Systematik, Satz Wahrheit und Begrifflichkeit beruhenden Erkenntnisanspruchs tritt hier ein Verständnis von Erkenntnis und Sprache gegenüber, das sich auf das Besondere – Einzelfälle, deren Wiedererkennbarkeit, kontextuelle Einbettung, Adäquatheitsanspruch und ‚übersichtliche Darstellung‘ (im Sinne des späten Wittgenstein) – beruft und sich in diesem Sinne als Gegenentwurf (oder zumindest als Ergänzung) zu einem rein propositionalen Erkenntnisbegriff versteht. Damit aber verschiebt sich auch der

Fokus weg von der begrifflichen Differenzierung als dem Endpunkt der (Sprach-)Analyse hin zum Sehen von Zusammenhängen auf der Basis dieses verfeinerten Unterscheidens, weg von einem Festzurren (und anschließendem Hin- und Her-Schieben) von Begriffspaketen hin zu einem Blick auf Übergänge, Ähnlichkeiten und Analogien, der die Phänomene in ihrer Komplexität zu erfassen versucht.

Wenn am Ende der Auseinandersetzung mit einer philosophischen Frage nur die Alternative bleibt, sich entweder weiterhin einem begrifflichen Schachspiel um des Schachspielens willen hinzugeben oder aber, angesichts des Patts zwischen gleichwertigen Alternativen, ins Lager des Skeptizismus zu wechseln, dann scheint es sinnvoll, noch einmal einen Blick auf die Kriterien zu werfen, die Bieri zufolge gute philosophische Texte auszeichnen. Genannt werden ‚Klarheit‘, ‚gedankliche Übersicht‘ und ‚gedankliche Praxis‘. Diese ermöglichen eine Orientierung im Denken, die einen nach der Lektüre zu einem anderen Menschen als vorher macht. Über Orientierung wissen wir spätestens seit den Überlegungen Kants, dass sie einem Mangel an objektiven Gründen geschuldet ist und von daher ein subjektives, der objektiven Erkenntnis zu Grunde liegendes Prinzip markiert und dass sich das epistemische Resultat der Orientierung dementsprechend auf ein Fürwahrhalten aus subjektiven Gründen beläuft. Philosophische Texte vermitteln Orientierung auf argumentative Weise, wobei Argument nicht gleich Argument ist. Denn im Falle eines Mangels an objektiven Gründen kann nur der *aufweisende* und nicht der *beweisende* Aspekt von Argumenten orientierungsrelevant sein. Die Bedeutung des Aufweisens ist durch den Umstand bestimmt, dass eine noch so schlüssige Abfolge von Argumenten nicht notwendigerweise auch in eine Überzeugung mündet beziehungsweise dass eine nicht überzeugend wirkende, wenn auch schlüssige Sukzession von Argumenten durch die Hinzufügung eines weiteren Arguments (oder auch mehrerer Argumente) an Überzeugungskraft nichts hinzugewinnt. Anders formuliert: Einsicht lässt sich argumentativ nicht erzwingen. Für das philosophische Argumentieren bedeutet das, dass insbesondere das Akzeptieren der für die argumentative Schrittfolge notwendigen Annahmen seinerseits argumentativ nicht eingeholt werden kann. Zur Debatte in Orientierungsfragen stehen damit nicht logisch-deduktive Schlussfolgerungen, sondern epistemologische Gründe der Rechtfertigung – und eben diese Gründe erfordern eine Sprache der Erklärung, der Erläuterung und Klarheit, die es ermöglicht, auf bestimmte Grundbegriffe zu rekurrieren, ohne dass sich dieser Rekurs weiter fundieren ließe, und die von daher an Einsicht und verstehen des Entgegenkommen appelliert, anstatt auf formal korrektem Schließen zu insistieren.

Die Orientierungsaufgabe der Philosophie, auch das kann man bei Kant nachlesen, richtet sich gerade auf diejenigen Begriffe, deren Veranschaulichung nicht im Sinne einer Begriffsrealisierung, also etwa durch Angabe eines Beispiels in belegender Funktion, zu haben ist. Denn im Unterschied zu den empirischen Begriffen ist den zentralen Begriffen der Philosophie keine sinnliche Anschauung angemessen. Insofern sie jedoch anhand symbolischer Darstellungen wie Analogie oder Metapher veranschaulicht werden können, haben wir es, wenn auch nicht mit einer Begriffsrealisierung, so doch mit einer Begriffserläuterung zu tun. Diese Einsicht hat auch die analytische Philosophie in ihren Anfängen geprägt: Begriffsklärung findet zwar innerhalb eines Rahmens wissenschaftlicher Sprache statt, philosophische Grundbegriffe – so genannte kategoriale Begriffe – lassen sich aber selbst nicht mehr innerhalb dieses Systems klären. Anders ausgedrückt: Alle philosophischen Grundbegriffe können zwar klar erkannt, ihrerseits aber nicht vermittels deutlicher Begriffe bestimmt werden. So rekuriert etwa Frege zur Erläuterung der Unterscheidung zwischen den kategorialen Begriffen „Begriff“ und „Gegenstand“ auf die Metapher des Ungesättigten. In Grundlagenfragen wird auch der analytische Philosoph gewissermaßen zwangsläufig zum Metaphoriker beziehungsweise genauer: zum Katachretiker.

Die Orientierung im Denken, die vermittelt von Grundbegriffen, Grundunterscheidungen und aufweisenden Argumenten bereitgestellt wird, ist also bereits durch Formen klarer Erkenntnis imprägniert. Damit aber nimmt das Ideal der Klarheit, das Bieri für die analytische Philosophie einfordert, noch einmal eine ganz andere Wendung. Denn insofern philosophische Grundbegriffe nur durch Sätze erläutert werden können, deren Termini selbst einer genau festgelegten, das heißt scharf begrenzten Bedeutung entbehren, kann mithilfe von Erläuterungen lediglich auf die Bedeutungen der Grundbegriffe hingewiesen und das Gemeinte auf diese Weise umschrieben werden. Die Sprache der Erläuterungen ist also eine Sprache des Hinweisens, des Umschreibens, des Erratens – und damit paradigmatisch für den Gestus der indirekten Mitteilung. Wenn es also um präsystematische begriffliche Weichenstellung – eben um Orientierung – geht, wenn Grundlagenfragen anstehen, genau dann rekurriert die Sprache der Philosophie auf metaphorisch induzierte Bilder. Mit diesem Moment der Unbestimmtheit aber kehrt die erläuternde, Orientierung im Denken vermittelnde Sprache der Philosophie zu Formen klarer Erkenntnis zurück, wie sie auch die Literatur kennzeichnet, gegen die sich gerade die analytische Philosophie mit den von Bieri geschilderten Folgen zu immunisieren suchte.

Wie die Rekonstruktion der Debatte zwischen McDowell und Peacocke gezeigt hat, gilt für sinnliche Erkenntnis, dass sie nicht begrifflich (oder wenn, dann nur um den Preis einer vollständigen Revision des kanonischen Begriffsverständnisses) einzuholen ist. Diese Diagnose trifft insbesondere auch auf sinnliche Erkenntnis im weiteren – ästhetischen – Sinn zu, für die begriffliche Unausschöpfbarkeit und fehlende Distinktheit (das Leibnizsche ‚gewisse Etwas‘, das hinzugedacht werden muss) definierend sind. Im Hinblick auf ästhetische oder literarische Erkenntnis heißt ‚Unbestimmtheit‘ mindestens zweierlei: Zum einen ist es ein spezifisches Charakteristikum literarischer Erkenntnis, dass sie, anders als Erkenntnis im Sinne von Satz-wahrheit, nicht in den jeweiligen literarischen Texten enthalten ist, sondern vielmehr durch diese vermittelt wird. In fiktionalen literarischen Texten geschieht diese Vermittlung von Sinn denn auch nicht auf dem Wege des direkten Mitteilens oder Aussagens von Inhalten, sondern über eine spezifische Weise darstellenden Schreibens. Diese spezifische fiktionale Zugangsweise einer Sprache des Als-ob verändert auch den Gegenstand: Auf ihn wird nicht verwiesen, über ihn wird nicht berichtet, sondern er wird auf Grund seiner Fiktionalität zu einem auf bestimmte Weise vergegenwärtigten Besonderen, das in der Folge einen neuen Sinn – das Allgemeine – erhält. Dieses Allgemeine, für das das Besondere jeweils steht, interpretatorisch zu erschließen, wird seit Kant als Aufgabe der reflektierenden Urteilskraft bestimmt, wobei das Allgemeine nicht abschließend begrifflich adäquat fixiert werden kann. Der Unbestimmtheit fiktional literarischen Bedeutens entspricht auf der Seite der Rezeption die Unabschließbarkeit der Interpretation, die das im Besonderen dargestellte Allgemeine zu entschlüsseln sucht. Unbestimmtheit im Sinne begrifflicher Unausschöpfbarkeit heißt neben der Unabgeschlossenheit der Interpretation aber auch prinzipielle Unbegrifflichkeit, insofern das Besondere in fiktionalen literarischen Texten eben nicht als Beispiel oder Beleg für das Allgemeine zu verstehen und in diesem Sinne begrifflich fassbar ist, sondern als etwas, das vermittelt einer Sprache des Als-ob seinen Sinn *zeigend* vergegenwärtigt. Und zwischen Sagen und Zeigen besteht, wie uns Wittgenstein klar gemacht hat, eine kategoriale Differenz. Mit anderen Worten: Da das Allgemeine sinnstiftend ist, kann es selbst nicht noch einmal in sinnvollen Sätzen ausgesagt werden.

Die Spezifika literarischer Texte und der durch sie vermittelten klaren Erkenntnis – Unbestimmtheit und begriffliche Unausschöpfbarkeit – haben über unterschiedliche literarische Darstellungsformen (etwa Dialog, Aphorismus, Essay, Autobiographie und Brief) auch philosophische Texte in erheblichem Maße geprägt. Nach den bisherigen Überlegungen ver-

wundert es nicht, dass genau dies die Texte sind, von denen wir auf Grund ihrer literarischen Komponente sagen würden, dass sie unsere Einstellung zur Welt grundlegend verändert haben, Texte etwa von Platon, Montaigne, Wittgenstein, Nietzsche, Seneca und Descartes. Was sich aus Sicht der analytischen Philosophie als Mangel an Präzision präsentiert, erweist sich also gerade unter dem Desiderat Orientierung vermittelnder Klarheit als unverzichtbar. Mit der Literatur verbindet diese Erkenntnis die Einsicht, dass Orientierung nur auf eine bestimmte, nämlich spezifisch unbestimmte Weise zu haben ist. Was sich die Philosophie in Grundlagenfragen und Fragen sinnlichen Erkennens zu Eigen gemacht und im blinden Eifer (formaler) Ausdifferenzierung zuweilen vergessen hat, hat die Literatur immer schon gewusst. Orientierung vermitteln diese Texte allemal – deswegen lesen wir sie ja.

Prof. Dr. Christiane Schildknecht, Universität Luzern, Philosophisches Seminar, Kasernenplatz 3, Postfach 7455, 6000 Luzern 7, Schweiz